

Zur Diagnose psychischer Vorgänge, mit besonderer Bezugnahme auf Hamlets Geisteszustand.

Von

S. LANDMANN.

Der Breitegrad, bis zu welchem die Gesundheit von dem Äquator der Normalität hinaufreicht, liegt auf der Sphäre des geistigen Lebens höher, als auf der des vegetativen. Die geistigen Erscheinungen können daher, ohne noch als krankhafte angesehen werden zu dürfen, eine viel grössere Mannigfaltigkeit darbieten, als die physischen. Wird die Klasse der Simulanten abgerechnet, deren Erkenntnis auf jedem Gebiete mit mehr oder minder grosser Schwierigkeit verbunden ist, so läßt sich wohl die Behauptung aufstellen, daß physische Abnormitäten nur ausnahmsweise einen Zweifel an dem Charakter der Krankhaftigkeit aufkommen lassen, während die psychischen gar nicht selten zu folgenschweren Irrtümern verleitet haben. Und kommt es wirklich vor, daß die Bedeutung einer physischen Abnormität einen Zweifel erweckt, so genügt in den meisten Fällen eine Beobachtung von höchst beschränkter Dauer, um eine sichere Aufklärung mit hoher Wahrscheinlichkeit herbeizuführen. Die Abnormitäten psychischer Erscheinungen hingegen lassen sich nur im Zusammenhange mit den übrigen Äußerungen des geistigen Lebens als gesunde oder krankhafte mit Bestimmtheit erkennen. Ein einzelner Charakterzug, eine aus dem Zusammenhange gleichsam herausgerissene Geistes-thätigkeit gestattet vielleicht nur in den seltensten Fällen ein richtiges Urtheil über den geistigen Gesundheitszustand eines Menschen. Ein in das Einzelne dringender Überblick über den grossen Teil eines allgemeine oder besondere Teilnahme erweckenden Lebens ermöglicht es vielleicht allein, aufser-

gewöhnliche geistige Erscheinungen erfolgreich einer psychologischen Prüfung zu unterziehen. Daher mag es kommen, daß poetische Gestalten, deren Leben von einem genialen Dichter in einem Drama vorgeführt wird, seit den ältesten Zeiten von Psychologen zum Gegenstande der Studien gemacht wurden, und daß heutigentags der Wert einer dichterischen Schöpfung hauptsächlich durch eine psychologische Beurteilung bestimmt wird.

SHAKESPEARE gehört unstreitig zu jenen Dichtern, welche durch ihre scharfsichtige Menschenkenntnis und meisterhafte Darstellungskunst die psychologischen Untersuchungen anzuregen verstanden, und von allen seinen Schöpfungen hat vielleicht keine dem Verständnisse so große Schwierigkeiten dargeboten, als Hamlet, der Prinz von Dänemark. Der Grund davon, daß die Ästhetiker bis jetzt noch zu keiner Einigkeit über den Charakter oder vielmehr den Geisteszustand Hamlets gekommen sind, scheint mir in der zu geringen Beachtung der Thatsache zu liegen, daß es SHAKESPEARE sich zur Aufgabe gemacht hat, in seinem Hamlet, wie auch in verschiedenen anderen Helden seiner Dramen, einerseits die Macht zu zeigen, welche von den Vorstellungen auf die menschlichen Handlungen ausgeübt wird, und andererseits den Nachweis zu liefern, daß diese die motorische Thätigkeit beherrschenden Vorstellungen keine feststehenden, immer gleich bleibenden Bewußtseinsbilder zu sein brauchen, sondern allmählich, sei es durch Gefühleindrücke, sei es durch angeregte Denkprozesse, in andere umgewandelt werden können. Diese Allmählichkeit, mit welcher die Lebenserfahrung eine Änderung in den die Muskelthätigkeit auslösenden Reizen herbeiführt und den ethischen Wert des Helden verringert, scheint mir in erster Linie geeignet, die Teilnahme der Zuschauer für das Schicksal des dramatischen Helden zu fesseln und den Anforderungen zu entsprechen, welche von dem veredelten Schönheitsgeföhle an die Leistungen der tragischen Kunst gestellt werden müssen. Seltener, überraschendere und erschütterndere Ereignisse, als diejenigen sind, von welchen der für seine Zeit fein gebildete Jüngling Hamlet gezwungen wird, den Aufenthalt an einer Hochschule, dem Sitze der Wissenschaften, mit der Heimkehr in die schauerliche Stätte einer beispiellosen Lasterhaftigkeit zu vertauschen, hat wohl nur selten ein anderer Dichter zum Ausgangspunkte

einer tragischen Geschichte ersonnen. Mögen immerhin die Kunstrichter verschiedener Ansichten darüber sein, wie die Veränderungen aufgefaßt werden müssen, welche in dem geistigen Zustande Hamlets durch das schreckliche Familien-drama hervorgebracht wurden — darüber werden sie einig sein, daß ihr Held um so größere Bewunderung zu erwecken vermag, je länger er trotz aller Veränderungen im Fühlen und Denken die alten Vorstellungen, welche zu Grundsätzen der Handlungen geworden sind, festzuhalten im stande war. Es darf als eine menschliche und daher verzeihliche Schwäche beurteilt werden, daß jemand unter dem Einflusse außergewöhnlicher Gemütsaufregungen den Mörder seines Vaters und den Buhlen seiner Mutter besinnungslos ersticht. Aber dem Manne, der auch unter solchen Eindrücken seine Handlungen von den Grundsätzen einer streng religiösen Sittlichkeit nur sehr schwer loszulösen sich entschließt, wird die aufrichtige Teilnahme eine erhebende Bewunderung nicht versagen. SHAKESPEARE hat in seinem Hamlet den lange Zeit hindurch behaupteten Widerstand des sittlichen Charakters gegen die Angriffe der Gefühlsstürme mit mehr oder minder allgemein anerkannter Genialität dargestellt.

Als eine unerläßliche Vorbedingung für die Entwicklung einer solchen Genialität ist der Umstand zu betrachten, daß der Held, der in solchen inneren Konflikten von grundsätzlicher Ruhe und leidenschaftlicher Hingerissenheit dargestellt werden soll, einen normalen Geisteszustand besitzt. Wäre er durch eine funktionelle oder organische Störung der Gehirnthätigkeit unfähig, eine Bewegungsvorstellung zu einer Handlung werden zu lassen, so könnte er von einem Dichter, der seinen Ruf nicht leichtsinnig auf das Spiel setzen will, gerade deswegen nicht für ein dramatisches Werk verwendet werden. Wenn somit CARL ROSNER¹ die Behauptung aufstellt, daß SHAKESPEARE in der Person seines Hamlets einen nervös Kranken, einen hysterischen Neurastheniker zu zeichnen beabsichtigt hat, so hat er es unwillkürlich versucht, die ganze Welt zu überzeugen, daß die Bewunderung, welche bisher dem Dichter

¹ *Shakespeares Hamlet im Lichte der Neuropathologie*. Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für psychologische Forschung. München-Berlin-Prag, Fischers medizinische Buchhandlung, H. Kornfeld. 1895.

geschenkt wurde, eigentlich einer Berechtigung entbehrte. Denn ein kranker Mensch kann wohl das Gefühl des Mitleids, aber für die schöpferische Kunst, die ihn auf die Bühne bringt, keine Begeisterung erwecken. Und um dies zu berücksichtigen, war SHAKESPEARE ein viel zu großer Menschenkenner. Man kann sich ja vollständig damit einverstanden erklären, daß in den Gefühlsäufserungen, welche der Dichter seinem Helden in den Mund legt, und in dem Benehmen, das er ihn zeigen läßt, gar manches vorkommt, was am leichtesten durch die Annahme eines krankhaften Zustandes verstanden wird. Aber wenn der Dichter selbst, wie doch vorausgesetzt werden darf, keinen Grund gehabt haben konnte, einem Neurastheniker das Vorbild seines Helden zu entnehmen, und ein Interesse daran haben mußte, seinen Helden geistig gesund erscheinen zu lassen, wird man wohl zu dem Versuche fast verpflichtet sein, auffallende Geisteserscheinungen auf normale Vorgänge zurückzuführen und die Merkmale, durch welche sie von ähnlichen krankhaften sich unterscheiden, so gut als möglich vom psychologischen Standpunkte aus zu ermitteln.

Schon in dem ersten Monologe (I. 2), der mit den Worten beginnt:

„O, schmelze doch dies allzu feste Fleisch etc.“

soll, wie CARL ROSNER behauptet, die Verfassung Hamlets als eine „direkte Übersetzung“ der Schilderung erscheinen, welche Dr. L. LOEWENFELD in seinem Buche *„Die Erschöpfungszustände des Gehirns“* von dem neurasthenischen Zustande giebt und welche folgendermaßen lauten soll: „In schlimmeren Fällen der Neurasthenie finden sich ausgeprägte melancholische Zustände: Angst, vollständige Interesselosigkeit für die Welt. Dem Patienten ist Alles anders, als es ihm früher war; er kann sich über nichts mehr freuen, für nichts mehr erwärmen, und dabei Mangel jeder Hoffnung, daß sich dieser Zustand jemals ändere: damit im Zusammenhange unter Umständen auch Selbstmordgedanken.“

Es mag diese Schilderung eine noch so richtige sein, so kann sie doch nur auf einen bleibenden Zustand sich beziehen, von welchem ein auch noch so ähnlicher, aber momentaner schon durch seine Flüchtigkeit wesentlich verschieden sein muß. Wenn aus alten und häufig wiederkehrenden wohl-

thuenden Sinneseindrücken Bewußtseinsbilder geworden sind, die gleichsam zum Bestande des geistigen Besitzes gehören, und durch plötzliche neue Wahrnehmungen gleichsam vernichtet werden, muß in einer normalen geistigen Individualität durch das Bewußtsein des eingetretenen Verlustes ein Gefühl der Trauer oder Verstimmung erweckt werden, gerade so, wie in jener Individualität, in welcher durch eine krankhafte Veränderung der Gehirnfunktionen alte Bewußtseinsbilder ihre Wirkung auf das Gefühlszentrum auszuüben verhindert werden. Der Unterschied besteht darin, daß die momentane, durch äußere Eindrücke hervorgebrachte Verstimmung, solange sie nicht in einen krankhaften Zustand übergegangen ist, mit dem Gefühle einer unveränderten Bewußtseinsfähigkeit verbunden bleibt. Mag es daher immerhin zu den Charakteren der Neurasthenie gehören, daß der Kranke jede Hoffnung auf eine Besserung aufgibt, — Hamlet hat trotz aller Gemütsbewegungen, die er erlitten hat, eine solche Äußerung niemals hören lassen; denn das Gefühl einer normalen Bewußtseinsfähigkeit war ihm geblieben. Ein Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liegt in der Antwort, welche Hamlet der Königin-Mutter auf das Verlangen nach einer Beendigung der Trauer giebt. Er sagt ausdrücklich, daß die verschiedenen Zeichen seiner Trauer „samt aller Sitte, Art, Gestalt des Grams“ nicht das ist, „was wahr“ ihn „kund giebt“.

„Es sind Geberden, die man spielen könnte;
Was über allem Schein, trag' ich in mir;
All dies ist nur des Kammers Kleid und Zier.“

Deutlicher, als in diesen Worten, kann das klare Bewußtsein eines gesunden geistigen Zustandes wohl kaum ausgedrückt werden, und eine solche von jeder Täuschung freie Selbsterkenntnis wird an einem Neurastheniker wohl schwerlich in irgend einem Stadium seiner Krankheit beobachtet worden sein.

An den Worten, mit denen Hamlet den erschienenen Geist des Vaters anredet, an der Entschiedenheit, mit welcher er auf eine Antwort dringt, an der Entschlossenheit, mit welcher er trotz aller Gegendstellungen von seiten Horatios und Marcellus' dem Geiste zu folgen sich bereit erklärt, sowie an der Gleichgültigkeit gegen eine möglicherweise drohende Lebensgefahr — an allen diesen Erscheinungen, von denen jede ein-

zelne vielleicht eine besondere Beachtung verdient, ist doch sicherlich nicht eine Spur von Neurasthenie zu entdecken. In dem unmittelbar darauffolgenden Monologe Hamlets (I. 5), der mit den Worten beginnt:

„O, all ihr Himmelsheerschaaren! Erde! Was noch sonst? etc.“

findet nichtsdestoweniger ROSNER¹ „an pathologischen Zeichen“ „das fassungslose Übermaß“ der Erregung, eine „autosuggestive Art“, sich in dem Affekte und damit in dem Vorsatze zur Rache zu befestigen und „das Unvermögen des Erfassens, das hier in der naiven Form des „Niederschreibens“ gezeichnet ist.“

Es ist ja möglich, daß auch ein Neurastheniker einmal vielleicht vorübergehend eine lebhafte Empfindlichkeit für die Eindrücke peinlicher Ereignisse erlangt. Aber deswegen muß doch nicht jeder, der eine außergewöhnliche Erregung zu erkennen giebt, für einen Neurastheniker gehalten werden. Es wird dies am allerwenigsten in jenen Fällen geschehen dürfen, in welchen das Gefühl durch frisch geweckte, nie geahnte Vorstellungen eine seltene Bestürmung erfährt. In einem solchen Falle hat sich doch sicherlich Hamlet befunden, als er von dem Geiste über die Ermordung seines Vaters durch den eigenen Bruder und über die verräterische Treulosigkeit seiner zärtlich geliebten Mutter unterrichtet wurde. In einem solchen Augenblicke wäre es an einem pietätvollen, gebildeten Sohne geradezu eine Unnatürlichkeit, in der Fassungslosigkeit und Erregung ein Maß einzuhalten. Nach meinem, vielleicht falschen Urteile hat der Dichter in diesem Monologe seinen Helden zu viel Denkhätigkeit und zu wenig Gefühlsäußerungen entwickeln lassen. Denn nach den wenigen Worten, mit denen Hamlet seinem Herzen und seinen Sehnen eine Ausdauer zuspricht, knüpft der Kreis seiner Vorstellungen an die Worte des Geistes: „Gedenke mein“ an und durchzieht alle Möglichkeiten, durch welche auf der „Tafel der Erinnerung“ Alles ausgelöscht werden kann, damit das väterliche Gebot allein im „Buche“ des „Hirns“ leben bleibt, und gelangt sogar zu dem Gedanken, als ein Mittel gegen etwa eintretende Gedächtnisschwäche eine Schreibtafel zu benutzen. Es ist freilich ein weiter Weg, den die Vorstellungsfähigkeit des Dichters von

¹ A. a. O. S. 18.

der Erinnerung an das väterliche Gebot nach kurzer Unterbrechung bis zu der Verwendung einer Schreibtafel durchfliegt; aber der hohe Grad dieser Fähigkeit gehört doch zu der Genialität, durch welche der Dichter den großen Ruf sich erworben hat. Unmittelbar nach diesem Monologe macht Hamlet Äußerungen, die allerdings, wie ROSNER richtig bemerkt, einen „unvermittelten Stimmungswechsel“ erraten lassen. Aber es braucht dieser kein Beleg eines hysterischen Zustandes zu sein. Er berechtigt eher zu einer gerade entgegengesetzten Auffassung. Denn Marcellus, der sich hinter der Bühne befindet, ruft dem Hamlet die Worte zu: „Heda, ho, mein Prinz“, und wenn dieser das Lied mit den Worten fortsetzt: „Ha, Heisa, Junge! Komm, Vögelchen, komm!“ so giebt er doch deutlich zu erkennen, daß er die Selbstbeherrschung besitzt, einen Gemütsaffekt zu unterdrücken. Und diese geistige Ruhe behält Hamlet während der ganzen Rede, durch welche er seine Freunde überredet, ihm Verschwiegenheit zu schwören und

„Wie fremd und seltsam ich mich nehmen mag“ etc.

das, was sie wissen, auf keine Weise zu verraten. Selbst in den Schlufszeilen des ersten Aktes:

„Die Zeit ist aus den Fugen: Weh mir, zu denken,
Daß ich geboren ward, sie einzurenken“ —

ist deutlich die Gemütsruhe zu erkennen, die ihm ein richtiges Urteil über seine wahrhaft beklagenswerte Lage gestattet.

Schwer zu erraten ist es, was SHAKESPEARE darzustellen beabsichtigt hat, als er der Liebhaberin Ophelia (II. 1) die Schilderung eines Besuches, den Hamlet bei ihr machte, in den Mund legte. CARL ROSNER¹ legt das geschilderte Benehmen Hamlets in Ophelias Zimmer als einen „hysterischen Somnambulismus“ aus und stellt die Behauptung auf, „daß die einleitende Attacke — die epileptische Phase — als Vorfabel hinter der Scene zu denken ist und nur der letzte Teil des Anfalls sich in Ophelias Zimmer abspielt“. Allein, wenn auch diese Deutung richtig wäre, so würde durch das geschilderte Benehmen noch kein Beweis für ein hystero-neurasthenisches

¹ A. a. O.

Leiden Hamlets erbracht sein. Epileptische Anfälle, denen ja gewöhnlich ein mehr oder minder deutlich ausgesprochener Somnambulismus folgt, kommen erfahrungsgemäfs auch bei Menschen vor, die in der Zwischenzeit zwischen den Anfällen nicht an Neurasthenie leiden, sondern geistig ganz gesund sind. Wäre es aber von dem Dichter beabsichtigt gewesen, seinen Helden als einen Epileptiker vorzuführen, würde er dies sicherlich auch auf eine unzweideutige Weise ausgedrückt haben.

Von den verschiedenen Dokumenten, welche nach der Ansicht ROSNERS in dem zweiten Akte des Dramas die Entwicklung des neurasthenischen Leidens beweisen sollen, wird zuerst die Äußerung Hamlets über seinen eigenen Zustand „als eine Beichte“ angeführt, welche „lebhaft an einen der Krankheitsberichte irgend eines modernen, blasiert gewordenen Neurasthenikers“ erinnern soll. In der zweiten Scene des zweiten Aktes hält nämlich Hamlet vor Rosenkranz und Güldenstern eine Rede, die mit den Worten beginnt: „Ich will Euch sagen, warum: so wird mein Erraten Eurer Entdeckung zuvorkommen“ etc., und in welcher er mitteilt, er habe seit kurzem, ohne zu wissen, wodurch, alle seine Munterkeit eingebüßt, seine gewohnten Übungen aufgegeben, und es sei um seine Gemütslage so übel bestellt, „daß die Erde, dieser treffliche Bau“, ihm nur ein „kahles Vorgebirge“ scheint; das mit Begeisterung geschilderte Weltall komme ihm „als ein fauler, verpesteter Haufe von Dünsten vor“, — der in seinen Eigenschaften, Fähigkeiten und Leistungen bewunderte Mensch sei ihm „eine Quintessenz von Staub“, und die mit den Worten schließt: „Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht“.

Alle diese Veränderungen, welche Hamlet seit kurzem an sich beobachtet hat, angeblich, ohne die Ursache zu wissen, können mit mehr oder minder grofser äußerer Ähnlichkeit auch an Hysterischen und Neurasthenischen beobachtet werden. Die Aufgabe der Psychologie ist es nicht, wie dies jetzt so allgemein Gebrauch zu werden scheint, alle äußerlich ähnlich scheinenden Thätigkeitsäußerungen in eine und dieselbe Kategorie zu bringen und mit gleichen Bezeichnungen zu versehen, sondern nach den Verschiedenheiten der psychischen Vorgänge zu trennen. Wird auf diese Weise verfahren, so wird man finden, daß ein Verlust der Munterkeit, ein Aufgeben

gewohnter Übungen und das Verschwinden einer bestimmten Lust bei Hysterischen, Neurasthenikern und Gesunden durch verschiedene psychische Vorgänge bedingt werden. Der Hysterische leidet an einer Unthätigkeit, d. h. an einer funktionellen Störung der Hirnrindenfasern, welche die Bewusstseinsbilder unter sich oder mit den Vorstellungen verbinden. Eine durch äussere Einwirkungen geweckte Vorstellung wird infolge dieser Leitungsunterbrechung gar nicht mehr in der Großhirnrinde bewußt gemacht, oder bleibt, wenn ja, außer Verbindung als ein isoliertes Bewußtsein für sich bestehen, das nicht einmal zum Gegenstande einer Wiedererkennung oder einer Erinnerung werden kann. Daher kommt es, daß der Hysterische sein Leiden gar nicht zum Bewußtsein bringt. Er kann an der Unempfindlichkeit eines ganzen Gliedes oder eines Teiles der Netzhaut leiden und weiß es nicht, solange er nicht darauf aufmerksam gemacht wird. Er kann auch stundenlang sitzen, ohne ein Wort zu sprechen oder eine leichte Arbeit fortzusetzen, die er begonnen, und dies nur infolge der Isolierung, in welche die Bewusstseinsbilder versetzt sind. Das Gefühl kann bei dem Hysterischen stellen- und zeitweise krankhaft erhöht sein, dennoch hat er seine frühere Munterkeit verloren, seine gewohnten Übungen aufgegeben, weil die Vorstellungen, auch wenn sie geweckt werden, infolge der unterbrochenen Leitung nicht mehr das Gefühlszentrum und folglich auch nicht mehr die Lust der Muskelinnervation zu erregen vermögen. Der Hysterische leidet an Assoziationsstörungen, und infolgedessen ist nicht nur seine Denkhätigkeit, sondern auch sein Gefühl und seine Motilität beeinträchtigt. Die Veränderungen, welche der Hysterische in seinem Benehmen und in seinen Gewohnheiten erleidet, kann man nur durch die Beobachtung, aber nicht durch seine eigenen Wahrnehmungen erfahren.

Der Neurastheniker als solcher leidet, wie man durch seine Krankheitserscheinungen anzunehmen berechtigt ist, nicht an einer Störung in der Verbindung der Vorstellungen und Bewusstseinsbilder, sondern an einer beeinträchtigten Einwirkung des Gefühlszentrums auf das motorische Zentrum. Sein Denkprozeß spielt sich in normaler Weise ab, solange keine Komplikation herbeigeführt wurde, und nur die Bewegungsvorstellungen vermögen nicht das Gefühl zu erwecken, das

intensiv genug ist, ein normales Bewußtsein und eine normale Muskelinnervation hervorzubringen. Infolge dieser krankhaften Veränderung muß der Neurastheniker ebenfalls sowohl seine frühere Munterkeit, als auch das frühere Lustgefühl der Muskelinnervation, wie dieses mit Spielen und sonstigen Übungen verbunden ist, verlieren. Er wird stundenlang über die Wahl eines Kleidungsstückes nicht zu einem Entschlusse kommen oder mit der Fertigung eines noch so kleinen Schriftstückes zögern; aber nicht, wie der Hysteriker, deswegen, weil in ihm an die geweckte Vorstellung Bewußtseinsbilder zur Gestaltung eines Gedankens, Urteils oder Schlusses sich nicht anschließen, sondern weil durch die zu einer Reihe verbundenen Bewußtseinsbilder nicht Gefühle geweckt werden, welche Energie genug besitzen, um die Bewegungszentren in Thätigkeit zu versetzen. Der Neurastheniker weiß, wenigstens in einem nicht allzu weit vorgerückten Stadium seiner Krankheit, recht gut, was für ein Kleidungsstück er anlegen, welchen Gedanken er niederschreiben könnte, aber es fehlt bei ihm der Reiz, der die zur Ausführung seines Wollens notwendige Muskelthätigkeit auslösen muß. Er ist sich dieses Mangels an der Intensität seines Fühlens recht gut bewußt und weiß, daß alles anders bei ihm ist, als es früher war, daß ihn nichts mehr erfreut und erwärmt. Aber seine Klagen beziehen sich nur darauf, daß sein Zustand früher ein anderer war, während sein gegenwärtiger Zustand nicht nur nicht beklagt, sondern sorgfältig gepflegt und geschont wird. Würde er es sein, der dem Neurastheniker lästig wird, so müßte mit ihm ein Schmerzgefühl verbunden sein, das der psychische Instinkt oder Erhaltungstrieb zu beseitigen vermöchte, wodurch der normale Zustand bald hergestellt wäre.

Der geistig normale Mensch, und als ein solcher mag Hamlet hier angeführt werden, kann auch in die Lage versetzt werden, alle seine Munterkeit einzubüßen, seine gewohnten Übungen aufzugeben und sich einer üblen Gemütsverfassung bewußt zu sein, aber nicht durch die schwache Energie der Gefühlsvorstellungen, welche bei dem Neurastheniker durch die Bewegungsvorstellungen erregt werden, sondern durch den erdrückenden Einfluß, den herrschende, immer wieder auftauchende Vorstellungen und Bewußtseinsbilder mit wenig Unterbrechung auf das Gefühlszentrum ausüben. Der Neu-

rastheniker leidet beständig an einem Mangel des Lustgefühls, Hamlet leidet in seiner durch die Ereignisse bedingten Gemütslage an einem Überflusse von Gefühlen des Ekels und der Widerwärtigkeit. Der Neurastheniker beklagt sich über den Verlust des früheren Zustandes, Hamlet über den Zustand der Gegenwart, ohne daran zu denken, wie sich die Zukunft seines Gemütszustandes gestaltet. An dem Neurastheniker wird durch die verminderte Energie der Gefühlsthätigkeit nicht die Auslösung der Muskelthätigkeit allein, sondern auch die Bildung von Urteilen behindert. Im Hamlet hingegen hat trotz der veränderten Gemütslage die Reihe der durch neue Ereignisse gebildeten Vorstellungen die Energie des Vorsatzes zur Entsagung auf die Liebe, sowie die des Urteils über die verbrecherische Schandthat der Mutter (III. 4) zur vollsten Entwicklung gebracht. Die ganze geistige Thätigkeit eines Neurasthenikers besteht in dem ruhenden Zustande eines Leidens, während im Hamlet der leidende Zustand durch die geistige Thätigkeit sich zu erkennen giebt.

In einer leicht erkennbaren Weise läßt der Dichter in seinem Helden am Schlusse des zweiten Aktes Erscheinungen hervortreten, welche auf ein doppeltes Bewußtsein zurückgeführt werden könnten. Hamlet ergeht sich in dem Monologe (II. 2): „Nun, Gott geleit' euch. Jetzt bin ich allein“ etc. in den heftigsten Schmähungen gegen sich selbst, in den schwersten Selbstanklagen wegen seines „Taubenblutes“ und seines Mangels an „Galle“, aber im weiteren Verlaufe macht er seinen Entschluß von dem Eindrücke abhängig, den das Schauspiel auf seinen Oheim machen wird. Von diesem Eindrücke erwartet er die Sicherheit, die ihm der erschienene Geist nicht gegeben hat, weil er möglicherweise ein verkleideter Teufel war. Aber es ist hier nicht eine doppelte Reihe verschiedener Vorstellungen ausgedrückt worden, von denen jede einem besonderen Ich angehört, sondern welche in einer ununterbrochen selbstbewußten Individualität auftauchen oder hervorgerufen werden können. Das Bewußtsein, eine geschworene Rache noch nicht ausgeführt zu haben, hat sich hier zuerst an den Begriff der schlechtesten Eigenschaft geknüpft, und dann ist für die Ausführung eines Entschlusses das Bedürfnis nach einer sicheren Überzeugung erwacht. Die Handlung, welche im Hamlet durch das Gefühl der Pietät angeregt werden

konnte, mußte durch das Bewußtsein des moralischen Gefühls gehemmt werden. Aber in jedem Augenblicke konnte jedes der beiden Gefühle bewußt werden, weil es das Eigentum des nämlichen Ichs war. Von einem Ich, das nur des einen oder anderen Gefühls bewußt sein konnte, war bei Hamlet höchstens in absichtlicher Verstellung etwas zu bemerken.

Eine Unterstützung wird dieser Auffassung von der Einheit des Ichs in dem Bewußtsein Hamlets durch die Äußerungen geboten, welche der Dichter seinen Helden in dem Monologe: „Sein, oder Nichtsein“ (III. 1) machen läßt. Die Form des Monologs wird von dem Dichter dort gewählt, wo die durch lautlose Sprache geweckten Vorstellungsreihen einen hörbaren Ausdruck finden sollen. Das Gefühl, das hier im Hamlet die Anregung zu einem Selbstgespräche gab, war auf leicht begreifliche Weise durch den Gegensatz erweckt, der zwischen den anspornenden Wirkungen der Pietät und den hemmenden Wirkungen der Moral bestehen mußte. Nur dadurch, daß das Bewußtsein des Pietätgefühls neben dem des Menschlichkeitsgefühls in einer und der nämlichen Individualität sich geltend machte, konnte jene Gemütsstimmung hervorgebracht werden, deren erregende Momente durch die lautlose Sprache so lange festgehalten wurden, bis die Vorstellung eines Selbstmordes samt den übrigen mit ihr assoziierten bewußt und in hörbare Klangbilder übergeführt wurde. Nach längeren Abwägungen erst haben von den verschiedenen Vorstellungen durch die Einwirkung auf das Gefühl jene den Ausschlag gegeben, welche der Bewegungsvorstellung eines Selbstmordes gegenüber als Hemmungen sich erwiesen, was unter den verschiedenen Gedanken, die nur durch eine normale Geistes-thätigkeit gebildet werden können, wohl am besten in dem Satze ausgedrückt wird: „So macht Gewissen Feige aus uns allen“.

Es wurde zwar in dem eben erörterten Monologe ein Widerspruch herausgefunden, den sich Hamlet dadurch soll zu Schulden kommen haben lassen, daß er „das unentdeckte Land“ erwähnt, „von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt“, während er doch selbst den Geist des ermordeten Vaters gesehen und gesprochen hat. Eine Erklärung dieses Widerspruches wird von ROSNER¹ in dem „von allen hochwissenschaftlichen Autoren

¹ A. a. O. S. 34.

hervorgehobenen Mangel an geistigem Konzentrationsvermögen bei Neurasthenikern“ gefunden. Allein abgesehen davon, daß man einen solchen Widerspruch als ein leichtes Übersehen des Dichters, ohne dessen Ruhm zu beeinträchtigen, unberücksichtigt lassen könnte, muß darauf hingewiesen werden, daß dieser Widerspruch gar nicht vorhanden ist. Denn Hamlet war in jenem Augenblicke, als er von dem unentdeckten Bezirke sprach, noch gar nicht überzeugt davon, daß er den Geist seines Vaters und nicht etwa einen verkleideten Teufel gesprochen hat. Solange, als er hiervon nicht überzeugt war, durfte er doch seinen Zweifel an dem „unentdeckten Lande“ aufrecht erhalten.

Ich habe schon oben auf die Energie hingewiesen, mit welcher Hamlet durch die unfalsbare Treulosigkeit seiner Mutter die Liebe zur Ophelia zu unterdrücken bestimmt wurde. Auch ROSNER¹ nimmt an, daß diese Treulosigkeit einen „Punkt zur Aversion“ giebt, aber nur einen „zweiten und verstärkenden“, und behauptet, daß der Mediziner in der „plötzlichen Abneigung Hamlets gegen Ophelia“ weiter nichts sieht, „als eine jener, namentlich bei hysterischen Individuen so häufigen Idiosynkrasien — jener krankhaften Abneigungen —, die, oft aus dem unbedeutendsten Anlasse entspringend, zu unverhältnismäßig großer Form gelangen“. Allein, wenn man bedenkt, daß Hamlet unmittelbar, bevor Ophelia zu sprechen begann, die Worte: „Still!, Die reizende Ophelia. — Nymphe, schliefs' in Dein Gebet all meine Sünden ein“, so wird man die Entfremdung Hamlets mehr für eine absichtliche Verstellung, als für eine hysterische Idiosynkrasie halten dürfen.

Man kann sich, wie mir scheint, die Mühe ersparen, durch eine genauere Analyse verschiedener Äußerungen nachzuweisen, daß Hamlet ungeachtet seines zeitweise absonderlichen Benehmens nicht wahnsinnig war. Selbst Polonius, der Einzige, von dem Hamlet für toll gehalten wird, sieht sich zu einer Beschränkung veranlaßt, die er in dem Satze ausdrückt: „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode“ (II. 2). Hamlet selbst klagt allerdings am meisten über seine Melancholie. Aber, was er so nennt, ist nicht eine Störung der Geistes-thätigkeit, die selbst dort, wo er sich verleugnen will, viel

¹ A. a. O. S. 35.

Scharfsinn und Entrüstung, aber keine Abnormität erkennen läßt, sondern die traurige Gemütsstimmung, wie sie durch die verhängnisvollen, schwer zu ertragenden Ereignisse in einem fein fühlenden, gebildeten Menschen bedingt wird. Daß Ophelia, welcher die Erlebnisse Hamlets vollständig unbekannt geblieben waren, und die nur die Folgen derselben erfahren hat, die „edle, hochgebietende Vernunft mißtönend, wie verstimmte Glocken jetzt“ gesehen hat, wird derjenige nicht auffallend finden, der bedenkt, welches erhabene Bild sie sich von dem früheren Geliebten bewahrt hat.

Wohl aber sind jene psychischen Vorgänge einer besonderen Beachtung wert, welche beim Hamlet durch außergewöhnliche Reize angeregt wurden und gewöhnlich mit dem allgemeinen Begriffe „Halluzinationen“ bezeichnet werden. Was gegenwärtig unter „Halluzination“ von den verschiedenen Autoren verstanden wird, verdiente wohl zum Gegenstande einer besonderen Untersuchung gemacht zu werden. Hier, für einen speziellen Fall, mag es genügen, darauf hinzuweisen, wie ROSNER¹ bei dieser Gelegenheit sich ausgesprochen hat. „Bemerkenswert ist der Umstand“, sagt er, „daß die Halluzination für den Halluzinierenden volle Realität und Überzeugungskraft besitzt, das heißt, daß ihm die betreffenden Bilder der Halluzination nicht scheinen, sondern wirklich sind.“ Bei dieser Beschreibung wird, was leicht zu erkennen ist, der Halluzination eine „Überzeugungskraft“ beigelegt, durch welche dieselbe für den Halluzinierenden zur „Realität“ wird. Allein die Halluzination kann diese Kraft gar nicht besitzen. Das Gehirn des Halluzinierenden müßte die Fähigkeit besitzen, durch verschiedene Denkhätigkeiten ein Urteil darüber zu bilden, ob eine geweckte Vorstellung des Gesichts, Gehörs oder Gefühls äußeren Reizeinwirkungen vollständig entspricht. Ist dies der Fall, wird die Vorstellung als Realität, im entgegengesetzten Falle als Schein bezeichnet. Die Fähigkeit zu einer solchen urteilenden Thätigkeit besitzt aber der Halluzinierende gar nicht; wenn er daher sagt: „Ich sehe einen Geist“, so sagt er nicht, daß er von der Realität des Bildes überzeugt ist, sondern daß er seinem inneren Vorgange einen sprachlichen Ausdruck gegeben hat, ohne daß vorher eine Urteilsthätigkeit

¹ A. a. O. S. 38.

stattgefunden hat. Für den Halluzinierenden kann die Halluzination weder eine Realität, noch einen Schein besitzen, weil ihre diesbezügliche Beurteilung unmöglich ist. Übrigens scheint mir auf die vier Fälle, in welchen ROSNER Halluzinationen bei Hamlet nachzuweisen versucht, wie hier gezeigt werden soll, die obige Definition nicht vollständig passen zu wollen.

Der erste Fall einer Halluzination soll in einem Dialoge mit Horatio (I. 2) vom Hamlet durch die Worte ausgedrückt sein:

„Mein Vater — mich dünkt, ich sehe meinen Vater“;

und auf die Frage: „Wo, mein Prinz?“ durch die Antwort:

„In meines Geistes Aug', Horatio“.

Hier hat sich doch Hamlet mit aller Entschiedenheit darüber ausgesprochen, daß das Bild des Vaters nicht durch äußere Eindrücke, sondern durch innere geistige Vorgänge in ihm geweckt wurde und somit für ihn keine Realität besitzen konnte. Wenn somit diese als das wesentliche Merkmal einer Halluzination gelten soll, kann doch hier eine Halluzination gerade nicht vorhanden gewesen sein. Diesen Widerspruch scheint ROSNER selbst gemerkt zu haben; denn er sucht ihn durch die Annahme zu beseitigen, daß Hamlet erst durch die „rasche erschreckte Frage des Horatio“ „wieder zu sich selbst gebracht“ und „seines Irrtums klar“ wurde. Allein Hamlet hat doch schon, bevor Horatio seine Frage gestellt hatte, das in ihm erwachte Bild des Vaters nicht als das Produkt einer wirklichen, sondern scheinbaren Sehthätigkeit erkannt, was durch die Worte ausgedrückt ist: „mich dünkt, ich sehe meinen Vater“. Müßte wirklich eine Halluzination für den Halluzinierenden Realität besitzen, so könnte doch das, was Einen zu sehen „dünkt“, nicht als eine Halluzination bezeichnet werden. Die Annahme, daß es unvollkommene Halluzinationen giebt, scheint mir nur durch eine Verwirrung der Begriffe ermöglicht zu werden. Denn entweder erregt eine erwachte Vorstellung die psychischen Thätigkeiten, durch welche ihre Entstehungsweise erkannt wird, dann kann sie keine Halluzination sein; oder sie erregt diese Thätigkeiten nicht, weil sie durch einen krankhaften Zustand daran gehindert ist, dann ist sie eine Halluzination. Selbst wenn eine erwachte Vorstellung die für ihre Beurteilung notwendigen geistigen Thätigkeiten nicht durch

einen krankhaften Zustand, sondern durch einen störenden Zufall zu erregen verhindert ist, wird sie nicht als eine Halluzination betrachtet werden dürfen, weil sie im Selbstbewußtsein als eine Täuschung erkannt wird. Was unter einer unvollkommenen Halluzination zu verstehen ist, läßt sich somit schwer erraten. Hier war im Gehirne Hamlets mit dem lebhaften Erinnerungsbilde des Vaters die Gesichtsvorstellung desselben erwacht und mußte durch die normale Geistesthätigkeit als das erkannt werden, was sie thatsächlich war.

Eine zweite Halluzination Hamlets hat ROSNER¹ in der Erscheinung und in den Mitteilungen des väterlichen Geistes (I. 4 u. 5. Scene) gefunden. Allein er giebt selbst zu, daß der Dichter die Form einer reinen Halluzination durch technische Schwierigkeiten zu wählen verhindert war. Ebensogut kann man aber auch annehmen, daß der Dichter, diese Form zu wählen, keine Veranlassung hatte, weil bei dem damaligen Bildungsgrade des Volkes im allgemeinen Geistererscheinungen nicht als etwas Auffallendes beanstandet wurden. Hamlet zeigt deutlich, daß er die Stimme, die in dieser Scene an verschiedenen Stellen „Schwört“ gerufen hat, nicht dem Geiste seines Vaters zugeschrieben hat; denn er hätte in diesem Falle die verletzenden Ausdrücke, wie „Bursch“, „alter Maulwurf“ etc. sicherlich nicht gebraucht. Wahrscheinlich wollte der Dichter hier andeuten, daß Hamlet, was er später ausgesprochen hat, den Geist für einen verkleideten Teufel hielt.

Einen dritten Fall von Halluzination will ROSNER in dem Gespräche gefunden haben, welches Hamlet (II. 2) mit Polonius führt. Die Halluzination soll durch die Parallele gezeigt werden, welche zwischen den Hysterischen, wie diese von PIERRE JANET beschrieben werden, und dem Benehmen Hamlets in der angegebenen Scene besteht. Nach der Beschreibung des genannten Autors zeichnet sich der Geisteszustand der Hysterischen durch eine Unterbrechung der Bewußtseinsbilder aus und giebt sich durch ein träumerisches Wesen, durch Zerstreutheit, Geistesabwesenheit, Beschränktheit und Verworrenheit der Gedanken zu erkennen. Von allen diesen Eigenschaften zeigt aber Hamlet in dieser Scene nicht eine Spur. Es steht der Annahme nichts im Wege, daß Hamlet den Polonius ganz gut kennt und nur

¹ A. a. O. S. 39.

deswegen fragt, ob er ein „Fischhändler“ ist, um dem verhassten Speichellecker mit spitzigen Bemerkungen zu Leibe gehen zu können. Man konnte ihn für irrsinnig halten, als er von der Sonne zu reden begann; aber die Fortsetzung seines Gespräches zeigt, daß er nur eine Gelegenheit zu Anspielungen auf Ophelia gesucht hat. Polonius selbst sieht sich am Schlusse des Gesprächs zu der Bemerkung veranlaßt: „Wie treffend manchmal seine Antworten sind“. Wo hier eine Halluzination zu finden ist, läßt sich schwer erraten.

Der vierte Fall, in welchem eine Halluzination Hamlets gefunden wurde, soll in jener Scene (III. 4) dargestellt sein, in welcher der Geist erscheint, mit dem Sohne spricht, von dem Publikum gesehen und gehört werden muß, aber dennoch von der Königin weder gesehen noch gehört wird und bald wieder verschwindet. Man könnte sich der Annahme ROSNERS anschließen, daß der Dichter hier eine Halluzination zu zeichnen beabsichtigte und nur zum besseren Verständnisse des Publikums den Geist sichtbar und hörbar auftreten ließ. Unterstützt könnte diese Annahme durch den Umstand werden, daß die gleichzeitig anwesende Königin weder etwas zu sehen, noch zu hören behauptete. Allein, wie schon oben bemerkt wurde, gehört es zum wesentlichen Charakter einer Halluzination, daß die geistige Fähigkeit fehlt, eine erwachte Vorstellung auf ihre Entstehungsweise zu prüfen und als das zu erkennen, was sie ist. Diese Fähigkeit hat aber in diesem Augenblicke dem Gehirne Hamlets nicht gefehlt. Er war, wie er selbst in jener Scene erklärte, geistig befähigt, die normale Beschaffenheit seines Pulses zu erkennen; ja, er hat sich bereit erklärt, seine Denkhätigkeit einer Prüfung auf die normale Leistungsfähigkeit unterziehen zu lassen und zu beweisen, daß es kein Wahnwitz ist, was er vorgebracht hat. Wenn somit der Geist des Vaters nur aus technischen Gründen als eine sicht- und hörbare Erscheinung von dem Dichter dargestellt wurde, eigentlich aber nur für Hamlet als eine Person gelten sollte, so kann dieser Geist, weil die geistige Fähigkeit zur Erkenntnis desselben nicht gefehlt hat, nur als die Vorstellung geweckter Bewußtseinsbilder, bloß als die Ausgeburt des Hirns, wie der Dichter die Königin sagen läßt, aufgefaßt werden, aber nicht als eine Halluzination. Wenn gegen diese Auffassung der Einwand erhoben würde, daß Hamlet den erschienenen Geist,

da er doch die geistige Fähigkeit dazu besaß, als die lebhafteste Vorstellung seiner eigenen Phantasie hätte erkennen müssen, so ist dagegen zu erinnern, daß die vorhandene Erkenntnisfähigkeit durch einen plötzlich herbeigeführten Geisteszustand für den gegebenen Augenblick gehemmt sein konnte, thätig zu werden. Um dies zu verstehen, braucht man sich nur in die damalige Lage Hamlets zu versetzen. Er hatte ganz kurz vorher durch die Wahrnehmung der Wirkung, welche von dem Schauspieler auf den König ausgeübt wurde, sich die Gewissheit darüber verschafft, daß der Geist, der ihm die Mitteilung von der Ermordung des Vaters gemacht hatte, wirklich der Geist seines Vaters war, was er durch die Worte ausdrückte: „ich wette Tausende auf das Wort des Geistes“ (III. 2). Als er nun mit der Königin zusammenkam, konnten, ja mußten in seinem Gehirne die Bewußtseinszellen des Vaters, der Mordthat, des Racheschwurs und des die Rache that hemmenden Gefühles, fest aneinandergekettet in ausschließlicher Thätigkeit sich befinden und alle die Vorstellungen erwecken, die in der Form eines mit dem Geiste geführten Gespräches ausgedrückt wurden. Es ist erklärlich, daß in diesem Zustande nicht jene Thätigkeiten eintraten, durch welche die Entstehungsweise der erwachten Vorstellungen zur Erkenntnis gebracht werden konnte. Als aber die Äußerungen der Mutter die Aufmerksamkeit Hamlets auf seine Sinnesthätigkeit gelenkt hatten, war der Geist schon verschwunden, und die Thätigkeit, welche zur Prüfung der Vorstellungen geweckt war, konnte sich nicht mehr entfalten. So kam es, daß die durch die Phantasie¹ geweckten Gesichts- und Gehörsvorstellungen als solche von Hamlet nicht erkannt wurden.

Eine weitere Wirkung, welche der nunmehrigen Gewissheit über die Ermordung des Vaters zugeschrieben werden darf, besteht darin, daß Hamlet, als er den König im Gebete knieend trifft, zur Ausführung der Rache entschlossen das Schwert zieht und nur durch den Gedanken zurückgehalten wird, daß es keine Rache ist, den „Buben“ im Gebete zum Himmel zum senden. Ein Beweis dafür, daß durch diesen Gedanken nicht

¹ Ich gebrauche das Wort „Phantasie“ als die gebräuchliche Bezeichnung der hypothetischen Kraft, durch welche Vorstellungen aller Art ohne Mitwirkung von Sinnesorganen geweckt werden.

die Saumseligkeit verdeckt werden sollte, wird dadurch erbracht, daß Hamlet bald darauf im Zimmer der Königin (III. 4.) die Tapete durchstach, hinter welcher er den König vermutete. Aber der Irrtum, Polonius ermordet zu haben, erweckt durch das verletzte Gefühl der Gerechtigkeit den Gedanken, daß „Denkkraft und göttliche Vernunft“ uns nicht gegeben sind, um „ungebraucht in uns zu schimmeln“. Jedoch die Wirkung der erlangten Gewissheit scheint nur für einen Augenblick eine Abschwächung erfahren zu haben: denn sofort schließt sich das Urteil an, daß ein „banger Zweifel“ ein Gedanke ist, der „ein Viertel Weisheit nur und drei Viertel Feigheit hat“. Und hieraus ergibt sich für Hamlet die Schlußfolgerung, daß nicht durch Überlegung die Notwendigkeit einer That erkannt zu werden braucht, sondern daß „Grund und Wille und Kraft und Mittel“ für eine solche ausreichen. Hamlet gelangt auf diese Weise zu der Erkenntnis, daß das Gefühl der Rache durch angereihte Gedanken in seiner die Handlung auslösenden Wirkung nicht gehemmt werden darf. Ein Beispiel zur Nachahmung findet er an den zwanzigtausend Mann des Fortinbraschen Heeres, die „für eine Grille, ein Phantom des Ruhms ins Grab geh’n“. Durch den Vergleich seiner eigenen Regungslosigkeit mit diesem Beispiele beschämt, sieht er sich zu dem Ausspruche gedrängt:

„O, von Stund’ an trachtet
Nach Blut, Gedanken, oder seyð verachtet.“ (VI. 4.)

In der That zeigt Hamlet von jetzt an in dem weiteren Verlaufe des Dramas zwar keine Änderung der Gefühlserregung, aber er hat aufgehört, seine Handlungen der prüfenden, zögernden Denkhätigkeit zu unterstellen, und angefangen, das Wollen mit unbeschränkter Energie walten zu lassen. Er geht, ohne zu zaudern, zu Schiff, um nach England geschickt zu werden, stellt unterwegs gefälschte Dekrete aus, welche den Befehl enthalten, daß die nach England reisenden Gesandten des Königs bei ihrer Ankunft ermordet werden, läßt sich mit Laertes zuerst in ein Handgemenge, später in einen Zweikampf ein und versäumt es, obwohl tödlich getroffen, nicht, den König zu erstechen.
